

→ BEVÖLKERUNGSWACHSTUM UND ZUWANDERUNG: WELCHEN PLATZ NEHMEN DIE »KULTURELLEN« FAKTOREN EIN?

FRANÇOIS HÉRAN

Der Begriff »Kultur«, das ist bekannt, hat viele Bedeutungen – und diese Bedeutungen sind, je nach Sprache und, wenn man so sagen kann, von Kultur zu Kultur unterschiedlich. Französische Germanisten und deutsche Romanisten haben zu diesem Thema viel geschrieben. Lassen Sie uns das Thema auf unsere Weise und sehr konkret aufgreifen.

Wenn ein Franzose den Begriff »Kultur« hört ...

Wenn ein Franzose den Begriff »Kultur« hört, denkt er zunächst einmal an das Ministerium für Kultur und an die beiden populärsten Persönlichkeiten, die es seit seiner Gründung geleitet haben, André Malraux und Jacques Lang. Ohne besonders informiert zu sein, wird er auch an die zahlreichen Bereiche denken, für die dieses Ministerium zuständig ist: Literatur, Malerei, bildende Künste, Musik, darstellende Künste (Theater, Tanz, Zirkus usw.), Kino, Architektur, Pflege des kulturellen Erbes (Bibliotheken, Museen, Archive, Denkmäler) und vieles mehr. Sehr schnell tauchen Definitionsprobleme auf. »Kultur« umfasst nach dieser ersten Auffassung nicht nur die direkte Ausübung (Spielen eines Instruments), sondern auch den Konsum (ins Konzert gehen, eine CD hören, ein Konzert im Fernsehen verfolgen), weshalb auch die Kulturindustrien (Buch, CD, Videos, Fernsehen) berücksichtigt werden müssen. Eine weitere Frage betrifft das Spannungsfeld zwischen den drei Polen Bildungskultur (elitäre Kultur, Kulturerbe, Pariser Kultur usw.), Volkskultur und lokale Kultur sowie den »globalisierten« Kulturproduktionen, die von den »major companies« jenseits des Atlantiks verbreitet werden. Eine nahe liegende, aber anders gelagerte Frage betrifft den Platz, der dem erworbenen Know-how in Gestalt der Gastronomie oder Haute Couture einzuräumen ist: Haben wir es auch hier noch mit Kultur zu tun?

Aber lassen wir diese Diskussion beiseite, die besonders in Frank-

reich lebhaft geführt wird. Wichtig ist hier die Feststellung, dass diese zahlreichen Kulturformen, die das französische Ministerium für Kultur fördern soll, sowohl national verankert sind als auch eine universale Dimension besitzen. Ein zunehmender Teil der kulturellen Werke ist in eine umfassende Bewegung der internationalen Migration und Vermischung eingebunden. Die Musik liefert dafür ein eindeutiges Beispiel auf allen Ebenen. Nehmen wir nur zwei Beispiele: die Volksmusik des Maghreb, Westafrikas oder der Karibik erobert sich ein immer breiteres Publikum im Westen, während die Bewunderer von Bachkantaten mit Begeisterung das Gesamtwerk des Bach Collegium Japan unter der Leitung von Masaaki Suzuki für sich entdecken. Diese Art des Kulturverkehrs ist schon sehr alt. Sie erreicht eine erhebliche Zuhörerschaft, aber die damit einhergehenden Zuwanderungen von Künstlern (die heute zu den wenigen beruflichen Zuwanderungen gehören, die in Frankreich amtlich genehmigt sind) betreffen eine sehr begrenzte Zahl von Personen. Bach selbst musste die deutschsprachige Welt nicht verlassen, um von den neuesten musikalischen Strömungen in Deutschland, Frankreich oder Italien zu profitieren, die an deutschen Fürstenhöfen zu hören waren.

Der Begriff »Kultur« wird einen Franzosen auch an die persönliche Beherrschung der kollektiven Kultur denken lassen, die eher eine Fähigkeit zum Entschlüsseln als eine Ansammlung von Wissen ist. Und plötzlich erhält der Begriff »Kultur« neue Dimensionen. So gibt es zum Beispiel eine laizistische religiöse Kultur oder eine antike Kultur. Die französische Sprache enthält ebenso wie die deutsche zahlreiche Redewendungen und Metaphern biblischen Ursprungs; sie könnten vollkommen ihre Motivation im Saussure'schen Sinne des Begriffes verlieren, wenn die religiösen Referenzen verloren gehen. Sie können gern Agnostiker oder Atheist sein, aber Sie können den Louvre oder die Alte Pinakothek mit ihren Kindern nicht besuchen, ohne ihnen Grundlagen religiöser Kultur zu vermitteln. Und wie können wir die Neue Pinakothek oder die Gemäldegalerie Alte Meister im Dresdner Zwinger genießen, wenn wir nichts über die griechische Mythologie wissen?

Kultur als selektives Gedächtnis unserer Lebensbereiche

Wer »Kultur« sagt, sagt mithin Gedächtnis. Unser historisches Gedächtnis ist jedoch sehr selektiv, wie Anderson oder Bouchard nachgewiesen haben. In Frankreich hat die Erinnerung an die Sklaverei kaum Eingang in die nationale Kultur gefunden, dabei war sie über drei Jahrhunderte lang für den Wohlstand des Bürgertums in den Hafenstädten verantwortlich (wenn Chateaubriand berichtet, dass sein Vater »auf den Inseln« reich geworden ist, ist darunter zu verstehen, dass er sich am Sklavenhandel bereichert hat). Unsere Schulbücher enthalten zwar einige gegen die Sklaverei gerichtete Texte von Voltaire, Montesquieu, Mérimée oder Victor Hugo, aber eher mit dem Ziel, die Rhetorik der bedeutenden Autoren zu studieren, als solide Tatsacheninformationen zu vermitteln. Die Diskussion über die Erinnerung an die Sklaverei ist in Frankreich erst in den vergangenen Monaten wieder aufgelebt; noch beschränkt sie sich in erheblichem Maße auf Intellektuelle, die von den Antillen stammen.

Gestatten Sie mir, ein weiteres Beispiel zu nennen, das meinen eigenen Forschungen entstammt: die sehr selektive Filterung unserer Sprachkultur. Als Verantwortlicher für den Bereich Familie anlässlich der Volkszählung des Jahres 1999 hatte ich beschlossen, eine Reihe von Fragen in die Umfrage aufzunehmen, die die Sprachvermittlung innerhalb der Familien während des gesamten 20. Jahrhunderts betreffen. Die Umfrage bezog sich auf eine gewaltige repräsentative Auswahl von Personen: 380.000 Erwachsene im Alter von 18 bis zu über 100 Jahren. Das wichtigste Ergebnis lautet, das 24 Prozent der Erwachsenen, die heute in Frankreich leben, sich daran erinnern, dass in ihrer Kindheit ihr Vater oder ihre Mutter üblicherweise in einer anderen Sprache als Französisch mit ihnen sprach. In der Hälfte der Fälle erfolgte die Vermittlung dieser Sprache gleichzeitig mit der französischen Sprache. Die befragten Personen haben dabei an die 600 Sprachen genannt (deren Bezeichnungen noch weit zahlreicher waren). Die Hälfte von ihnen nannte regionale oder grenzübergreifende Sprachen (Elsässisch, lothringisches Platt, Korsisch, Katalanisch, Baskisch, Bretonisch, Flämisches, Okzitanisch, das alte Nordfranzösisch, Provenzalisches usw.) und die andere Hälfte Sprachen, die durch Zu-

wanderung eingeführt wurden (Polnisch, Russisch, Italienisch, Ungarisch, Spanisch, Portugiesisch, Arabisch, Vietnamesisch, Chinesisch, nicht zu vergessen: die afrikanischen Sprachen aus den Regionen jenseits der Sahara und die anderen Sprachen der Mitgliedsstaaten der Union). Natürlich sind die Regionalsprachen rückläufig, während die Sprachen infolge der Zuwanderung auf dem Vormarsch sind, auch wenn in jeder Generation ein Drittel der Eltern aufhört, ihren eigenen Kindern die Sprache zu vermitteln, mit der sie selbst aufgewachsen sind.

Eine solche sprachliche Vielfalt widerspricht dem Bild, das wir uns üblicherweise von einer einsprachigen französischen Kultur machen. In unserer einen und unteilbaren Republik wird eine solche Vielfalt nur in geringem Maße offiziell anerkannt, auch wenn der Name der »Délégation générale à la langue française« (DGLF, Generaldelegation für französische Sprache) kürzlich in »Délégation générale à la langue française et aux langues de France« (DGLFLF, Generaldelegation für französische Sprache und für die Sprachen Frankreichs) geändert worden ist. Die Regionalsprachen gehen verloren (die gleiche Umfrage zeigt, dass selbst das Elsässische in den jungen Generationen nicht mehr weitergegeben wird), während die Sprachen der Zuwanderung sich selbst überlassen bleiben, ohne dass ihr Reichtum im schulischen Umfeld oder später auf dem Arbeitsmarkt ernsthaft genutzt würde.

Ich habe nicht die Absicht, hier ein Urteil über diese Situation abzugeben. Ich stelle nur eine deutliche Spannung hinsichtlich der Auffassung fest, die man heute von der »Kultur« in Frankreich hat. Wir sind gern bereit, literarischen und musikalischen Werken ein Recht auf Freizügigkeit zu gestatten. Sobald jedoch die Kultur diesen eher von Konsens geprägten Bereich verlässt, um sich mit der sensiblen Frage der sprachlichen, regionalen und ethnischen Identitäten zu befassen, stößt sie auf erhebliche Probleme, die Vereinbarkeit von kultureller Vielfalt und der Vorstellung von nationaler Einheit einzustehen.

Die Schwierigkeiten nehmen zu, wenn es um das kulturelle Anderssein geht, das durch die Zuwanderung hervorgerufen und von den zweiten Generationen mehr oder weniger wiederbelebt wird. Die

Zuwanderung trägt zum jährlichen Bevölkerungswachstum in Frankreich in einem Verhältnis bei, das seit langem zwischen 20 und 40 Prozent schwankt. Aber was bedeutet das genau? Die Zahl ist gering, verglichen mit dem, was in den meisten west- und südeuropäischen Ländern vor sich geht, in denen die Zahl der Sterbefälle ebenso groß oder sogar noch höher ist als die Zahl der Geburten, so dass das Wachstum in diesen Ländern zu 100 Prozent auf Zuwanderung beruht. Obwohl wir in Frankreich gegenwärtig einen starken Anstieg des Zuwanderungssaldos (mehr Zugänge als Abgänge) erleben, liegt dieser noch weit unter den Zahlen, die in Spanien, Portugal oder Italien erreicht werden – und ist weit von den Rekorden entfernt, die Deutschland in den 1990er Jahren erlebt hat, als Balkanflüchtlinge und Aussiedler zu der klassischen türkischen und jugoslawischen Zuwanderung hinzukamen. Momentan können wir, was Frankreich betrifft, nicht von einer massiven Zuwanderung sprechen, sondern von einer kontinuierlichen und bereits sehr alten Zuwanderung, denn sie ist die älteste in Europa, weil sie mindestens auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgeht und nur in Kriegszeiten und wenigen Momenten in Friedenszeiten stark abgenommen hat (Ende der 1930er Jahre und unmittelbar nach Aussetzung der Arbeitszuwanderung im Jahre 1974).

Man muss aber auch wissen, dass eine Zuwanderung, die Jahr für Jahr in Höhe eines Drittels zum Bevölkerungswachstum des Landes beiträgt, viel ist, wenn der Zustrom über mehrere Jahrzehnte hinweg fortbesteht, wie dies in Frankreich, in den USA oder in Kanada der Fall ist. Dies genügt, um die Bevölkerungszusammensetzung im Aufnahmeland zu verändern. So lässt sich anhand der Daten der Familienumfrage des Jahres 1999 berechnen, dass ein Viertel der französischen Bevölkerung mindestens einen Großelternteil ausländischen Ursprungs hatte (Tribalat 2005). Fügen wir noch eine Generation hinzu, so hat ein Drittel Frankreichs ausländische oder teilweise ausländische Ursprünge.

Auf diese Weise hat Frankreich bereits langjährige Integrationserfahrungen hinter sich. Niemand möge sagen, dass es sich um Populationen handelte, die leichter zu integrieren waren als Zuwanderungen aus dem Maghreb oder aus den Ländern südlich der Sahara: Die

Vorurteile gegenüber Polen, Italienern oder Spaniern waren in den Jahren von 1880 bis 1940 unglaublich stark, so unterschiedlich waren die Lebensstandards und die Sitten und Gebräuche (in Lothringen wurde der Katholizismus der polnischen Zuwanderer als Bedrohung für den französischen Katholizismus empfunden; die kriminellen Handlungen im Namen der Ehre der Zuwanderer aus Sizilien oder Kalabrien stießen auf die gleiche Ablehnung wie ihr heutiges Äquivalent in Familien türkischen Ursprungs). Wir müssen uns von der vereinfachenden Sichtweise einer Gesellschaft A verabschieden, die ausländische Elemente B, C, D usw. aufzunehmen hat. Im Falle von Frankreich ist der Block A schon jetzt bunt gewürfelt, bereits vor langer Zeit hat er Elemente aller Art integriert. Eine der zusätzlichen Schwierigkeiten der Integration – man hat dies häufig festgestellt – ist das fremdenfeindliche Verhalten von kürzlich integrierten Personen, die versuchen, die Tür hinter sich zu verschließen, weil sie davon überzeugt sind, dass die Konkurrenz durch die Neuankömmlinge ihre eigenen Aufstiegschancen verringern wird.

Kulturerklärung und ihre Anwendung auf die Zuwanderer

Wie wir sehen, beschränkt sich »Kultur« nicht auf die objektive Gesamtheit kultureller Aktivitäten oder die persönliche Beherrschung von kulturellen Codes. Die Notwendigkeit, Herausforderungen in Gestalt von multiplen Erinnerungen innerhalb ein und derselben Nation anzunehmen, führt notwendigerweise zu der Frage eines anderen, anthropologischeren und identitätsbezogeneren, aber auch sehr problematischen Gebrauchs des Begriffes Kultur. Ich möchte über diese »kulturellen Züge«, »Kulturfaktoren« oder (in einer statistischeren Sprache) »Kulturvariablen« sprechen, die eine bequeme Berichterstattung über die »Widerstände gegen Veränderungen« oder die »Widerstände gegen eine Modernisierung« erlauben.

In der gegenwärtigen Debatte über die Integration von Zuwanderern in Frankreich sind Kulturerklärungen sehr geläufig. Eine der Fragen, die den Forschern des Institut national d'études démographiques (INED) am häufigsten gestellt wird und gelegentlich zur Zwangsvorstellung wird, betrifft die Frage nach der Fertilität von Aus-

länderinnen im Verhältnis zur Fertilität der Französinen. Gelegentlich verlagert sich die Frage hin zur Fertilität von Zuwanderinnen, die zu Französinen geworden sind: Könnte es nicht sein, dass sie dabei sind, die Basis der Alterspyramide zu infiltrieren und auf diese Weise auch die Zukunft unserer Bevölkerung – mittels einer langfristig ebenso effizienten wie diskreten »Überfertilität«? Unser Institut hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Frage so objektiv wie möglich zu beantworten, aber das ist nicht so einfach. Man muss erklären, dass Ausländerinnen gleichzeitig viel zu den Geburten (zur Zeit 15 %) und nur wenig zur Fertilitätsquote beitragen (sie heben die durchschnittliche Kinderzahl um ein oder zwei Dezimalstellen an). Das ist kein Widerspruch: Im äußersten Falle ist eine Zuwanderung vorstellbar, die für einen erheblichen Anteil an den Geburten verantwortlich ist, aber wenn ihre durchschnittliche Fertilität mit der der einheimischen Frauen übereinstimmt, ist ihr Beitrag zur Fertilität gleich null. Im Falle von Frankreich übersteigt die Fertilität der Ausländerinnen diejenige der einheimischen Frauen, aber nur geringfügig und mit der Tendenz einer Annäherung an die Fertilität der übrigen Bevölkerung. Da sie außerdem nur zehn Prozent der Frauen im gebärfähigen Alter stellen, hat diese Überfertilität letztlich nur einen begrenzten Einfluss auf die nationale Geburtenrate.

Wenn wir noch weiter gehen und nicht nur die Fertilität von Ausländerinnen, sondern diejenige von Zuwanderinnen im Allgemeinen betrachten, einschließlich derjenigen, die die französische Staatsbürgerschaft angenommen haben, gilt grundsätzlich die gleiche Argumentation. Laurent Toulemon hat auf der Grundlage der Familienumfrage von 1999 nachgewiesen, dass Zuwanderinnen umso weniger fruchtbar sind, je jünger sie bei der Einwanderung waren und je länger sie in Frankreich sozialisiert wurden. Wenn man sich den Sonderfall der Zuwanderinnen ansieht, die im ersten Lebensjahr in Begleitung ihrer Eltern nach Frankreich gekommen sind, stellt man fest, dass sich ihre Fertilität auf französischem Boden auf dem gleichen Niveau bewegt, wie die Fertilität von Französinen, die im gleichen Jahr geboren wurden. Im Klartext: Es genügt eine Generation, bis sich die Fertilität von Zuwandererkindern derjenigen der einheimischen Bevölkerung angepasst hat.

Ein Dementi zum Kulturargument: der beschleunigte demografische Übergang in den Maghreb-Staaten

Erweitern wir unsere Überlegungen auf die Länder, aus denen ein großer Teil der Zuwanderer stammt, die nach Westeuropa gelangen: die Länder des Maghreb. In den 70er Jahren lag ihre Fertilität noch bei 7 Kindern pro Frau und niemand hätte einen Heller auf eine Veränderung hin zum heutigen Niveau gewettet, das bei etwa 2,5 Kindern pro Frau liegt. Kulturelle oder anthropologische Erklärungen liegen nahe (Fatalismus; religiöse Resignation; patrilineares Verwandtschaftssystem, beruhend auf großen Abstammungsgemeinschaften; Heirat zwischen Cousins in paralleler Linie usw.) und scheinen mit der ökonomischen Erklärung Hand in Hand zu gehen (Nutzen von Kindern für die eigene Alterssicherung). Durch ein außerordentliches Paradox ist in den Ländern des Maghreb genau in dem Moment, als die religiösen Werte in diesen Ländern einen außerordentlichen Aufschwung erlebten, die Fertilität umgekippt. Es ist schwierig, in einem solchen Kontext den modernisierenden Einfluss des Westens ins Feld zu führen. Kurz gesagt widerspricht die demografische Entwicklung im Maghreb, die direkten Einfluss auf das Verhalten der Zuwanderer aus diesen Ländern hat, eindeutig der substanzialistischen These von einer kulturellen Identität, die demografische Verhaltensweisen erklären würde.

Damit müssen wir uns von einigen überkommenen Vorstellungen verabschieden. Die geschichtlichen Arbeiten von Philippe Fargues und Youssef Courbage haben gezeigt, dass im Osmanischen Reich, vor dem Ersten Weltkrieg, die christlichen Minderheiten des Orients fertiler waren als die arabische Mehrheit. Mehr noch als Religion und Kultur ist es die relative Stellung einer Gruppe in einem multikulturellen Imperium, die den Willen fördern kann, sich durch demografisches Wachstum zu behaupten. Die geopolitische Situation besitzt stärkere Erklärungskraft als kulturelle Unterschiede. Palästina liefert dafür heute ein eindringliches Beispiel, das ebenfalls von Fargues untersucht worden ist. Mit einer der höchsten Geburtenraten weltweit widerlegt Palästina heute alle statistischen Beziehungen, die üblicher-

weise zwischen der Geburtenrate und dem Bildungsstand (der deutlich über dem Durchschnitt der arabischen Länder liegt) oder dem (ebenfalls sehr hohen) Urbanisierungsgrad hergestellt werden. Es ist überflüssig, sich hinter der »kulturellen« Erklärung zu verschanzen. Die Palästinenser wenden eine politische Strategie der Selbstbehauptung an, die die demografische Waffe einsetzt.

Kehren wir nun zum Maghreb zurück, so wissen wir, dass der starke Rückgang der Geburtenrate vor allem das Resultat einer späten Heirat in Verbindung mit einem stark verringerten Altersunterschied zwischen den Ehepartnern ist. Diese Faktoren scheinen eine kulturelle Eigenheit der europäischen Familie seit Jahrhunderten zu sein: Die Länder des Maghreb sind in weniger als drei Jahrzehnten zu diesem Ergebnis gelangt, obwohl sie einen starken Vormarsch des Islamismus erlebten. Der Iran ist den gleichen Weg gegangen, und die Länder des Nahen Ostens folgen nach, ausgenommen Palästina.

Zweifellos lassen sich Unterschiede zwischen der arabischen und der europäischen Situation feststellen. Wenn der Anstieg des Heiratsalters mit einem so starken Rückgang der Geburtenrate einhergeht, so hängt dies eher mit der unerbittlichen Kontrolle der weiblichen Sexualität vor der Heirat zusammen als mit einem allgemeinen Gebrauch von modernen Verhütungsmitteln, auch wenn dieser in der arabischen Welt erheblich zugenommen hat. Mag sein, dass dies nichts mit den gegenwärtigen Praktiken der Jugend in unseren Ländern zu tun hat. Die kulturellen Unterschiede bleiben infolgedessen bestehen. Aber indem wir diesen Einwand erheben, vergessen wir, dass die moderne Empfängnisverhütung eine noch sehr neue Praxis im Westen ist und dass es unseren Gesellschaften über Jahrhunderte hinweg gelungen ist, der Jugend lange Jahre eines sexuellen Vakuums zwischen dem Beginn der Pubertät (der sicherlich später erfolgt ist als heute) und dem Zeitpunkt der Eheschließung aufzuerlegen. Trotz einer Reihe von Versuchen können Historiker nicht erklären, wie die sexuellen Bedürfnisse während dieses langen Zeitraums befriedigt wurden, denn gewohnheitsmäßige sexuelle Beziehungen vor der Ehe, die hier und dort belegt sind, waren weit davon entfernt, in ganz Europa verbreitet zu sein.

Letztlich ist die kulturelle Kluft, die über einen langen Zeitraum

die arabisch-mohammedanischen Gesellschaften von den westlichen Gesellschaften auf dem Gebiet demografischer Verhaltensweisen getrennt hat und die noch vor über 30 Jahren als unüberwindbar galt, dabei sich zu schließen. Natürlich sind noch andere kulturelle Verhaltensweisen übrig, die im Wesentlichen die männliche Vorherrschaft und den unterbewerteten Status der Frauen in islamischen Ländern betreffen. Diese Unterschiede erscheinen heute unüberwindbar und es herrscht die Ansicht, dass Einnahmen aus der Erdölförderung, die selbst die konservativsten Regimes in ihrer Macht stärken, auf der einen Seite, und der israelisch-palästinensische Konflikt auf der anderen Seite die Positionen noch weiter verhärten könnten – ganz abgesehen von den Spannungen, die durch die amerikanische Intervention im Irak hervorgerufen werden. Aber wenn wir uns der Ansicht von Philippe Fargues anschließen, der ein besonders sachkundiger Beobachter der demografischen und sozialen Entwicklungen in der arabischen Welt ist, so bringen die gegenwärtigen Veränderungen bei den Geburtenraten unvermeidliche Veränderungen in den familiären Strukturen mit sich: die partriarchalische Vorherrschaft, ausgeübt von den Vätern, Brüdern und Cousins, wird mit dem drastischen Rückgang der Anzahl von Brüdern und der Abnahme des Altersunterschieds zwischen den Ehepartnern unweigerlich ihre Grundlagen verlieren. Man darf davon ausgehen, dass die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der arabisch-mohammedanischen Welt sehr bald ebenso spektakuläre Umwälzungen erleben werden wie die familiären Strukturen und der Sinn für Gleichheit. Wir werden sehen, ob dies eine Sache von ein oder zwei Generationen sein wird. Als wesentlich ist dabei hervorzuheben, in welchem Maße die kulturelle Erklärung kurzlebig ist; sie bringt vor allem unseren ausgeprägten Wunsch zum Ausdruck, die Unterschiede mit Substanz zu erfüllen.

Fruchtbar oder steril?

Die zwei Gesichter der italienischen Mamma

In gleicher Weise sollte die komplette Kehrtwendung in den europäischen Mittelmeerländern – Portugal, Spanien, Italien, Griechenland – dazu veranlassen, sich vor kulturellen Erklärungen im Bereich der Be-

völkerungsentwicklung zu hüten. Diese Hochburgen der Großfamilien, die ihren demografischen Übergang noch zu Beginn der siebziger Jahre fortsetzten, erleben heute Minusrekorde im Bereich der Geburtenraten. Gleichzeitig ist die massive Auswanderung zu einer massiven Einwanderung geworden. Die Umkehr erfolgt so schnell, dass sie radikal der Lehre von der Unwandelbarkeit kultureller Erklärungen widerspricht, die von sich behaupteten, den »Widerstand gegenüber Veränderungen« erklären zu können.

Aber Stereotype sind bekanntlich zählebig, angefangen von dem der italienischen Mamma. Lange Zeit als fruchtbare Erzeugerin beschrieben, wird sie heute beschuldigt, die Emanzipation ihrer Kinder zu verzögern, indem sie sie zu lange bei sich zu Hause behält, was diese daran hindert, ihrerseits eine Familie zu gründen. Einstmals fruchtbar, ist die italienische Mamma heute diejenige, die sterilisiert. Es ist noch nicht lange her, da liebte sie Kinder so sehr, dass sie viele Kinder bekam. Heute erklärt man uns mithilfe des Konzepts der »Opportunitätskosten«, dass sie Kinder derart liebt, dass sie so wenige wie möglich oder gar keine in die Welt setzt.

Es ist richtig, dass in Italien die Zahl der Kinder, die im Alter von etwa 30 Jahren noch bei ihren Eltern leben, doppelt so hoch ist wie in Frankreich. Gianpiero Dalla Zuanna (2004), Demograf an der Universität von Messina, schlägt eine »familialistische Interpretation der sehr niedrigen Fertilität in Italien« (a familistic interpretation of Italy's lowest low fertility) vor. Der Familialismus, so erklärt er, beschränkt sich nicht auf die Pflege von traditionellen oder konservativen familiären Wertvorstellungen. Er besteht darin, die Interessen der Eltern und der Kinder innerhalb der Kernfamilie zu verschmelzen. An ihre Eltern gebunden, können die Kinder das elterliche Domizil nur zu einem hohen moralischen und wirtschaftlichen Preis verlassen. Wenn sie ihren Lebensstandard beim Eintritt in das Berufsleben verbessern, nutzen sie dies nicht, um sich eine eigene Wohnung zu nehmen, sondern bleiben bei Papa und Mama und erzielen dadurch substanzielle Einsparungen, wodurch es ihnen finanziell noch besser geht.

Aber woher kommen derartige Normvorstellungen? Dalla Zuanna (2004) findet sie bei zwei Forschern, dem Hispano-Amerikaner David Reher (1998) – der wiederum von dem Historiker von Al-Andalus

Pierre Guichard beeinflusst ist – und dem italienischen Demografen und Soziologen Giuseppe Micheli (2000), der Verbindungen zu den alten Thesen von Frédéric Le Play und ihrer neueren Überarbeitung durch Emmanuel Todd zieht. Nach Ansicht von Reher und Micheli geht seit langem eine Trennlinie durch Europa: Auf der einen Seite steht die Norm der »starken Familie«, beeinflusst durch die Solidarität der muslimischen Welt innerhalb der Klans (die viel zitierte Asabiyyah, von der Ibn Khaldûn spricht), auf der anderen die Norm der »schwachen Familie«, die ihre Kinder so früh wie möglich emanzipiert. Dabei soll es sich um eine ausgeprägte Opposition zwischen Nord- und Südeuropa handeln, die bis ins Mittelalter oder sogar bis in die römische Antike zurückreicht.

Die logischen Schwierigkeiten, die eine solche These aufwirft, liegen auf der Hand. Zunächst einmal: Wie kann ein Einschnitt, der seit mehreren Jahrhunderten besteht, die demografischen Kehrtwendungen der vergangenen 30 Jahre erklären? Und wie konnte sich die Solidarität muslimischen Ursprungs innerhalb der Klans so lange mit Geburtenraten abfinden, die so viel höher sind als diejenigen in Europa? Warum sollen die mohammedanischen Einflüsse in Italien nachhaltiger wirken, als diejenigen anderer Eroberer der Halbinsel (Römer, Byzantiner, Normannen usw.)?

Und die internationalen Vergleiche, die Dalla Zuanna (2004) anstellt (und für die er diverse Quellen heranzieht, darunter OECD und Eurobarometer), richten diese These zugrunde, anstatt sie zu untermauern, wenn man die jeweiligen Positionen Italiens und Deutschlands einander gegenüberstellt. Tatsächlich zeigen sie, dass Italien auf Grund einer ganzen Reihe von Charakterzügen eine extreme Position in Europa einnimmt: ein verlängertes Zusammenleben mit den Eltern und danach ein Wohnsitz, der sich häufig in der Nähe befindet; ein hoher Grad an Wohneigentum; ein sehr geringes Vertrauen gegenüber Landsleuten, die nicht der Familie angehören; ein hoher Prozentsatz an Familienunternehmen (nach dem Vorbild von Agnelli oder Benetton). Das Problem liegt darin, dass Deutschland in allen diesen vergleichenden Tabellen ebenfalls auftaucht, aber entgegengesetzt zu Italien, obwohl hier die Geburtenrate ebenso niedrig ist wie in Ita-

lien. Ist eine Korrelation, die sich von einem Land zum anderen so problemlos umkehrt, überhaupt noch beweiskräftig?

Noch seltsamer ist die Umkehrung von Ursache und Wirkung. Dalla Zuanna (2004) hebt zu Recht die Rolle hervor, die der Wohnungsmangel in Italien für die Emanzipation von jungen Leuten spielt. Aber seiner Ansicht nach sind diese objektiven Probleme die Auswirkung einer malthusianischen Wohnungspolitik, die sich an die familialistische Norm anlehnt. In dieser Hinsicht können alle politischen Bereiche (Wohnung, Bildung, Sparwesen, Steuern, Raumordnung usw.) eine bereits seit alters her bestehende kulturelle Norm zum Ausdruck bringen, die für die Sozialwissenschaft das ist, was die materielle Infrastruktur für den Marxismus war. Viel vernünftiger wäre es wohl davon auszugehen, dass die Wohnungspolitik ebenso wie alle anderen politischen Bereiche eine wirkende Ursache ist, die in den Bereich der wirtschaftlichen und institutionellen Faktoren einzuordnen ist, anstatt sie zu einem mysteriösen Unterprodukt einer unbeweglichen »mediterranen« oder »meridionalen« Mentalität zu erklären. Wie Dalla Zuanna (2004) selbst hervorhebt, ohne ihr jedoch zu widersprechen, hat eine Reihe von italienischen Autoren die Hypothese aufgestellt, dass die Schwäche der Wohnungspolitik in Italien (wie im Übrigen auch in Spanien) mit Armut und Unterentwicklung zusammenhängt. Sie bringt die Unfähigkeit des Staates zum Ausdruck, einen ausgewogenen sozialen Schutz zu gewährleisten.

Im gleichen Zusammenhang trägt die Tatsache, dass die Ausgaben für den sozialen Schutz in Italien in hohem Maße den Rentnern zugute kommen und dadurch junge Paare benachteiligen, sicherlich dazu bei, deren Emanzipation zu verzögern und damit die Familiengründung zu verhindern. Aber Dalla Zuanna (2004) scheint Ursache und Wirkung zu verwechseln, wenn er beschließt, dass diese allgemeine Orientierung des sozialen Schutzes nur eine allgemeine familialistische Orientierung der Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Viel eher könnte man auf den Gedanken kommen, dass eine familialistische Ideologie ganz im Gegenteil die verfügbaren Mittel des Staates oder der Städte und Gemeinden auf den Familienzuwachs konzentriert.

Familialismus gegen Geburtenzuwachs

Zweifellos wäre es angezeigt, Familialismus neu zu definieren, damit erklärende Hypothesen sowohl für Südeuropa als auch für andere Länder mit extrem niedriger Geburtenrate, wie Deutschland, die baltischen Staaten oder den fernen Osten (Japan, Südkorea, Taiwan), gelten können. Familialismus wäre dann kein erdrückender Einfluss der Eltern auf ihre Kinder mehr, sondern eine bestimmte Sichtweise der elterlichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die darin besteht, zwei einfache Prinzipien zu verteidigen: Man muss verheiratet sein, um Kinder zu bekommen, und die Ehefrau muss zu Hause bleiben, um sie zu erziehen. Die richtigen Indikatoren für diese Überzeugungen sind der Prozentsatz an Verbindungen, die mit einem langen Zeitraum des Zusammenlebens anfangen und der Prozentsatz der außerehelichen Geburten (bei Paaren, die zusammenleben). Es ist bekannt, dass diese Indikatoren in den nordischen Ländern, in Großbritannien und in Frankreich hoch sind, in Deutschland dagegen niedrig und noch niedriger auf den Mittelmeerhalbinseln. In diesem Sinne verhält sich der Individualismus gegenüber der Familiengründung letztlich weniger feindselig als der Familialismus. Er besteht darin, die Quellen der Legitimität zu verschieben: Die Verbindung braucht keine amtliche Eheschließung mehr, um authentisch und legitim zu sein, das Kind braucht keine amtlich verheirateten Eltern mehr, um legitim geliebt und erzogen zu werden.

Letztlich ist es der Familialismus, der die Geburtenraten drückt – aber ein Familialismus in dem Sinne, wie wir ihn verstehen: ein institutionelles Arrangement, das die familiären Strukturen verfestigt, indem es die Fronten zwischen Familien- und Berufsleben verhärtet, indem es die jeweiligen Rollen von Mann und Frau erstarren lässt, indem es im kollektiven Bewusstsein den Mangel an Kinderkrippen und Kindertagesstätten oder verlässlichen Halbtagschulen festschreibt, um letztlich das Modell der Hausfrau und Mutter zu rechtfertigen. Mutterschaft und Vaterschaft können nur dann mit den Anforderungen des Berufslebens vereinbar sein, wenn familiäre Strukturen flexibler werden und Erziehungsaufgaben nicht mehr allein der Ehefrau anlasten. Familialismus ist kein Fatum. Die Starrheit der familiären

Organisation hat nichts mit einem unerbittlichen anthropologischen Charakterzug gemein. Sie ist kein eigenständiger kultureller Faktor, der alles Übrige erklärt und dabei selbst unerklärlich bleibt. Ihre Geschichte lässt sich aufzeigen: ihre institutionelle, politische, finanzielle, psychosozologische Geschichte. Und diese Geschichte kann Veränderungen unterzogen werden, die für eine richtig orientierte Politik machbar sind.

Eine recht weit verbreitete Erklärung für demografische Schwankungen greift auf Werte zurück. Allerdings muss man sich über diesen Begriff einigen. Handelt es sich um private, mehr oder weniger säkularisierte, mehr oder weniger individualistische Werte usw. oder um Prioritäten, die anhand der institutionellen Systeme zum Ausdruck kommen? Organisatorische Fragen (Existenz eines Vorschulsystems, Zeiteinteilung, Ganztagschulen in Deutschland usw.) sind hier von wesentlicher Bedeutung. Welche praktischen Details machen eine Gesellschaft kinderfreundlich (Betreuung im öffentlichen Raum, Qualität der Wohnsituation usw.)? Welche Prioritäten werden den verschiedenen Lebensabschnitten eingeräumt? Fördern die Unterstützungs- und Organisationssysteme der Institutionen (Schule, Steuern, Nahverkehr, Stadtplanung, örtliche Demokratie, soziale Beihilfen usw.) die Emanzipation von jungen Leuten, die Betreuung von Kindern in den Städten, die Selbstständigkeit von Frauen, die Unterstützung von alten Menschen usw.? Zukünftig wird Kultur auch in den Wertvorstellungen bestehen, die Institutionen aller Art angenommen haben.

Kulturelle Faktoren, ökonomische Faktoren: die Grenzen des Gegensatzes

Sie wissen zweifellos, dass die französische Regierung im gedanklichen Einvernehmen mit vielen Intellektuellen und Künstlern die These von der kulturellen Ausnahme vertritt. Mario Vargas Llosa hat im Namen seiner Frankophilie dieser Diskussion die Schuld gegeben, in der er den identitätsbezogenen und protektionistischen Rückzug einer im Niedergang befindlichen Kultur sehen will, die ihren eigenen Ausnahmecharakter proklamiert und dabei das Urteil des Marktes um-

geht. Das ist natürlich ein Missverständnis. Die französische Position besteht nicht darin zu sagen, dass die französische Kultur eine Ausnahmekultur ist, sondern dass alle Kulturen außergewöhnlich sind. Ungeachtet ihres Herkunftslandes sind kulturelle Erzeugnisse keine Waren wie andere und müssen im Namen des Gemeinwohls und der Verteidigung der kulturellen Vielfalt in den Vorzug öffentlicher Unterstützung gelangen können. Da ich weder Künstler noch Diplomat bin, fasse ich diese Position zweifellos sehr mangelhaft zusammen. Ich beobachte nur, dass die Verteidigung der kulturellen Vielfalt oder der allgemeinen kulturellen Ausnahme eine Wirtschaftspolitik der Kultur im Namen bestimmter Werte voraussetzt. Letztlich handelt es sich um ein Paradox: Die Kultur ist eine Welt für sich, die kulturelle Identität ist unbeugsam, aber diese Vorstellung kann man nur vertreten, indem man die Grenzen zwischen der kulturellen Sphäre, der wirtschaftlichen Sphäre und der Welt der Wertvorstellungen verschiebt.

Mutatis mutandis ist es in etwa das, was mit dem Begriff der kulturellen Faktoren in der Demografie passiert. Vor etwa 40 Jahren ist den Demografen klar geworden, dass sich menschliche Verhaltensweisen im Bereich der Fertilität und Fortpflanzung nicht auf wirtschaftliche Interessen reduzieren lassen. Daraus haben sie abgeleitet, dass weitere Faktoren ins Spiel kommen, die sie als kulturelle Faktoren bezeichnet haben. Ursprünglich stellte sich der kulturelle Beweggrund als ein nicht ökonomischer oder sogar antiökonomischer Faktor dar. Zunächst einmal hat der Demograf jedoch nicht sofort die wirtschaftlichen Determinanten der Verhaltensweisen erforscht. Er ist zunächst einmal in seiner Kompetenzsphäre geblieben, indem er die »nahe liegenden Determinanten« (*proximate determinants*) demografischer Verhaltensweisen erforscht hat, die einen Zwischenraum zwischen der demografischen Sphäre und den anderen Sphären des Seins einnehmen. Die Analyse der Fertilität veranschaulicht diese Vorgehensweise sehr gut. Die Geburtenrate hängt von einer Reihe von Mechanismen ab, die absichtlich oder unfreiwillig, direkt oder ganz einfach nur probabilistisch dazu führen, die Gefahr einer Befruchtung zu begrenzen, wie zum Beispiel: das Alter der Frau zu Beginn des Zusammenlebens; die Wahrscheinlichkeit, im Wochenbett zu sterben und das gesamte gebärfähige Alter zu überleben; die Häufig-

keit der sexuellen Beziehungen; das Verbot von Beziehungen zu bestimmten Zeiten des Jahres; die ausdrückliche Absicht einer Geburtenplanung; der Zugang zu wirksamen Verhütungsmitteln. Es ist unmöglich, Fertilitätsschwankungen zu erklären, wenn man nicht aufzeigt, in welcher Weise externe Zwänge oder Anreize auf diese nahe liegenden Determinanten einwirken, die wiederum Einfluss auf die Fertilität haben.

Anschließend stellt sich die Frage nach diesen Zwängen und Anreizen. Die wichtigsten Theorien, die zu diesem Thema entwickelt worden sind, insbesondere um die treibende Kraft für diesen demografischen Übergang in Europa und weltweit zu erklären, stützen sich auf wirtschaftliche Argumente. Die Fertilität, so glaubte man, erklärt sich durch die Tatsache, dass die Vorteile, ein Kind (oder ein Kind mehr) zu bekommen, gegenüber den Vorteilen, kein Kind zu bekommen, überwiegen: Das Kind verschafft mehr Gewinne als Verluste. In die Berechnung beziehe man die direkten Kosten des Kindes für Wohnung, Ernährung, Kleidung, Erziehung und die Vorteile ein, die es in Form von Arbeitskraft in der Familie oder als garantierte Stütze im Alter einbringt. Man berechne seine marginalen Kosten im Verhältnis zu den Kindern, die man bereits hat, die Opportunitätskosten für die Eltern – insbesondere für die Mutter, wenn sie vorübergehend darauf verzichtet, ihre Kenntnisse auf dem Arbeitsmarkt einzusetzen, um ihre Kinder aufzuziehen usw.

Das Problem besteht darin, dass die Vorteile, die den Kosten gegenüberzustellen sind, nur schwer zu bewerten sind, es sei denn, man betrachtet das Kind als ein Konsumgut, das für die Eltern eine Nutzenfunktion erfüllt. Eine weitere Schwierigkeit geht auf die Tatsache zurück, dass man nicht so recht weiß, wann das Konto der gegenwärtigen Investitionen in die Kinder abzuschließen sein wird (nur eine Generation, zwei oder mehr?). Die Rechnungen unterscheiden sich je nach dem Verhaltensmodell, das man den Akteuren zuweist: »Egoismus« oder »Altruismus«, »erweiterter Egoismus« (erweitert um die Ehefamilie auf den Familienstamm), »indirekte Gegenseitigkeit« während des Bestehens der Linie (in gleicher Weise, wie sich meine Eltern um mich gekümmert haben, werde ich mich um meine Nachkommen kümmern, ohne Hoffnung auf eine direkte Gegenleistung:

Meine Nachkommen werden ihre Nachkommen unterstützen usw.), »Präferenz für die Gegenwart« (in welchem Falle die Interessen zukünftiger Generationen meine Kostenrechnung nicht stark belasten werden) usw. Kinder zu bekommen lässt sich mit einem eingeschränkten oder breiten Blickfeld betrachten, je nachdem, ob man die gewollten und ungewollten Auswirkungen einbezieht und ob man beschließt, sie grundsätzlich positiv oder negativ zu bewerten (man kann den Standpunkt vertreten, dass eine Welt ohne Kinder unendlich traurig wäre oder uns im Gegenteil eine himmlische Ruhe verschaffen würde: Das hängt von den Präferenzen ab). Man kann die ökonomischen Modelle verfeinern, indem man die Tatsache berücksichtigt, dass die Urheber der Entscheidung im Allgemeinen Ehepartner mit ihren jeweiligen Ressourcen und Verhandlungsfähigkeiten sind (so genannte »kollektive« Modelle). Außerdem kann man sich nach den Einflüssen der Außenwelt und nach den verheerenden Auswirkungen der Argumentation des Handelns »auf eigene Faust« fragen: Wozu soll ich mir die Mühe machen, Kinder zu haben (oder zukünftige Beitragszahler zu ernähren ...), wenn auch andere diese Aufgabe übernehmen können? Was dann letztlich noch bleibt, ist die Kardinalfrage, bei der die ökonomische und die ethische Frage aufeinander treffen: Welcher Wert ist einem weiteren Leben auf diesem Planeten beizumessen? Ist es absolut gesehen gerechtfertigt, gleichgültig welcher Lebensstandard es erwartet, oder soll man auf ein zusätzliches Leben verzichten, wenn dies mit einem Rückgang des durchschnittlichen Lebensstandards einhergeht? Brauchen wir mehr Leben oder weniger zahlreiche und dafür längere und gesündere Leben?

Wenn man in der Wirtschaftsliteratur nachschlägt, gelangt man zu einer frustrierenden Schlussfolgerung, die bei näherem Nachdenken jedoch eher beruhigend ausfällt: Es ist nicht sehr rational, Kinder zu haben, es sei denn, man wappnet sich mit einer Reihe von optimistischen und voluntaristischen Standpunkten oder erweitert die Definition der ökonomischen Rationalität in erheblichem Maße. Je mehr man ausrechnet, wie viel uns Kinder kosten, desto weniger sieht man ein, was sie uns bringen. Wenn die Entscheidung, Kinder zu bekommen, allein von der ökonomischen Berechnung des Einzelnen abhin-

ge, würde die Geburtenrate in den europäischen Ländern nicht zwischen 1,2 und 2,1 liegen, sondern im Bereich von Null. In Wahrheit ist die ökonomische Sichtweise des Problems legitim, sofern man sich nicht auf einen eingeschränkten Ökonomismus begrenzt, sondern auf eine erweiterte Ökonomie stützt. Der Wert des Kindes selbst kommuniziert mit weiter gefassten Wertesystemen. Das wohlverstandene Interesse kann zu einer Form von allgemeinem Interesse führen, bis hin zur Einbeziehung von desinteressierten Verhaltensweisen, die innerhalb der ehelichen und familiären Sphäre zentral bleiben, weil sie auf Wertesystemen beruhen. Offenkundig machen Begriffe wie Nachkommenschaft, Altruismus, Qualität, Präferenzen, kollektives Modell usw., die in die wirtschaftlichen Überlegungen einfließen, qualitative, historische und anthropologische Untersuchungen erforderlich.

Hin zu einer erweiterten Ökonomie

Dennoch wäre es ungerechtfertigt, wirtschaftliche Erklärungen zu disqualifizieren, indem man sie auf einen engen Ökonomismus reduziert. Die Ökonomen selbst sind sich der Notwendigkeit bewusst geworden, ihre Sicht der Dinge auf nicht monetäre Faktoren zu erweitern (die »erweiterte Ökonomie«, von der Hirschman spricht), auch wenn sie bei der konkreten Umsetzung ihrer Modelle häufig dazu tendieren, ihnen eine angenäherte Übersetzung in Form von finanziellen Äquivalenten angedeihen zu lassen, die häufig stark reduzierend sind. Es ist angezeigt, zwischen der Theorie und den Mitteln für die Umsetzung zu unterscheiden. Die Ökonomie als Disziplin ist potenziell dazu in der Lage, soziokulturelle Parameter zu berücksichtigen, wenn man darunter die rechtlichen Anforderungen (z.B. Abstammungsrechte oder Erbrecht), kollektive Solidaritätssysteme (eine eher staatliche oder eher familialistische Orientierung des sozialen Schutzes), die Unabhängigkeit junger Menschen von den Eltern (messbar anhand des Alters, in dem sie die elterliche Wohnung verlassen), die Diskriminierung der Frau (fortdauernde Ungleichheit der Löhne, die nicht durch unterschiedliche Ausbildung gerechtfertigt ist), religiöse und ethnische Zugehörigkeiten und Sprachräume versteht. Dies ist künftig möglich dank des Einsatzes von multivariablen statis-

tischen Modellen, die auf Einzeldatenbanken angewendet werden, weil technisch gesehen nichts gegen eine Einbeziehung von Variablen aller Art in diese mikroökonomischen Modelle spricht.

Es ist wichtig anzumerken, dass diese Analysetechniken auch den Demografen zur Verfügung stehen, die künftig über Einzeldateien oder über immer feinere Dateien auf lokalem Maßstab verfügen, die sie für die Durchführung von guten Kausalitätsanalysen benötigen. Immer häufiger haben diese Dateien außerdem eine historische Dimension, sei es eine retrospektive (Personen werden über ihren bisherigen Weg befragt) oder longitudinale (Personen werden im Laufe der Zeit wiederholt befragt). Die Zeiten sind vorüber, in denen Demografen auf der einen Seite und Wirtschaftswissenschaftler auf der anderen anhand von Makrodaten oder verallgemeinernden Daten arbeiteten, die jeweils die spezifischen Kategorien der einzelnen Disziplinen privilegierten. Demografische Analyse und ökonomische Analyse sind künftig in der Lage, anhand der gleichen Daten und mit analogen Werkzeugen zu arbeiten. Damit muss die Differenzierung zwischen demografischen Variablen, ökonomischen Variablen und kulturellen Variablen stark relativiert werden. Dies geht eindeutig aus einer zweifachen Episode in der Geschichte der Demografie in den vergangenen Jahren hervor.

Auf der Suche nach den kulturellen Faktoren: das »Princeton European Fertility Project«

In den 60er Jahren hat sich das Office of Population Research der Universität Princeton, das eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung der Theorie des demografischen Übergangs nach dem Krieg gespielt hatte, darum bemüht, die Theorie auf die Probe zu stellen, indem man sich den Reichtum an demografischen Daten zunutze machte, die in Europa verfügbar waren. Unter dem Titel »Princeton European Fertility Project« wurde das Programm von 1963 bis 1986 von dem amerikanischen Demografen Ansley Coale geleitet, der einige der besten europäischen Forscher auf diesem Gebiet einbezogen hat, wie Ron Lesthaeghe, Massimo Livi-Bacci oder Étienne van de Walle. Nach Auswertung der Daten von ungefähr 700 Regionen, Provinzen oder

»Departements« in Europa vom Ende des 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts sind die Autoren zu einer starken Schlussfolgerung gelangt, die heute Eingang in die demografischen Handbücher oder Nachschlagewerke gefunden hat und der zufolge ökonomische Faktoren kaum dazu in der Lage sind, das Tempo des Fertilitätsrückgangs in Europa zu erklären. Danach haben kulturelle Variablen eine stärkere Erklärungskraft, insbesondere die Säkularisierung, ethnische Unterschiede und Sprachunterschiede. Ansley Coale vertrat im Vorwort zu seiner abschließenden Zusammenfassung den Standpunkt, diese Schlussfolgerungen würden der klassischen Theorie des demografischen Übergangs widersprechen, die eine Beziehung zwischen dem Fertilitätsrückgang und anderen Faktoren, wie Urbanisation und Industrialisierung, Niedergang der landwirtschaftlichen Berufe und Anstieg des Bildungsniveaus herstellte.

Einige Mitglieder der Forschungsgruppe, allen voran Ron Lesthaeghe, haben diese Diagnose in den darauf folgenden Jahrzehnten fortgeführt, indem sie die These aufstellten, der demografische Übergang würde sich durch eine neue »Wertorientierung« erklären: Der Rückgang der Geburtenrate habe vor allem kulturelle Ursachen, er würde die Verbreitung westlichen und modernen Gedankenguts zum Ausdruck bringen. Man hat dieser Theorie ein weniger schulmeisterliches Label angehängt, indem man sie als »ideational theory« bezeichnete. Zweifellos sollte der negativ besetzte Begriff »ideologisch« vermieden und gleichzeitig darauf hingewiesen werden, dass der Motor der Veränderung nicht die Veränderung der materiellen Faktoren, sondern die Verbreitung von Gedankengut (modernem Gedankengut natürlich) war.

Wenn man sich jedoch die abschließende Zusammenfassung des Princeton-Projekts durchliest, gelangt man bei weitem nicht zu dieser Art von Schlussfolgerung. Welche Indikatoren haben Lesthaeghe und Wilson in ihrem Beitrag herangezogen? Die einbezogenen Länder (Dänemark, Niederlande, Belgien, Deutschland, Schweiz und Italien) werden in 136 protestantische oder katholische Regionen eingeteilt. Die abhängige Variable (d.h. das zu erklärende Phänomen) ist die Frühzeitigkeit des Rückgangs der Geburtenrate. Die Autoren messen sie, indem sie den bereits von 1870 bis 1910 zu beobachtenden Rück-

gang der Geburtenrate im Verhältnis zum Rückgang des Untersuchungszeitraums 1870 bis 1930 berechnen. Der herangezogene kulturelle Faktor ist die Säkularisierung, d.h. der Rückgang des Einflusses der Kirchen auf das politische, soziale und schulische Leben der Region, gemessen anhand der Zahl der abgegebenen Stimmen für nicht konfessionsgebundene oder sozialistische Parteien. Im Bereich der Wirtschaft wird der Anteil der berufstätigen Männer in der Landwirtschaft oder der ländlichen Kleinindustrie herangezogen, um die Bedeutung der Familienunternehmen als Hindernis für die Selbstständigkeit der jungen Leute anzuzeigen. Es ist nicht überraschend festzustellen, dass die abgegebenen Stimmen für nicht religiöse Parteien in hohem Maße mit dem Anteil der nicht ländlichen Arbeiter zusammenhängen. Wenn man den Einfluss jedes dieser Faktoren getrennt auf die Frühzeitigkeit des demografischen Übergangs berechnet, ist das Ergebnis weit von der Vulgata entfernt, die heute über das Princeton-Projekt im Umlauf ist (Lesthaeghe/Wilson 1986). Der Faktor, der einer schnellen Veränderung der Geburtenrate am stärksten zugeordnet wird, ist der Rückgang der Familienarbeit, weit vor dem Anstieg der Wählerstimmen für Parteien ohne konfessionelle Bindung. Nur Italien bildet eine Ausnahme, während im katholischen Deutschland beide Faktoren nahezu gleich liegen, gemeinsam aber nur ein Drittel der beobachteten Veränderungen erklären (19,5 % bei der ökonomischen Variablen, 15,5 % bei der kulturellen Variablen), was den Schluss nahe legt, dass das Modell andere Schlüsselvariablen außer Acht lässt.

Die Autoren ziehen zu Recht den Schluss, dass ökonomische Faktoren nicht ausreichen, um den demografischen Übergang zu erklären, und dass es notwendig ist, kulturelle Variablen einzubeziehen. Das geht in Ordnung, aber es erlaubt in keiner Weise das Fazit, dass die Veränderung der ökonomischen Strukturen der Verbreitung von neuem Gedankengut als Antriebskraft für demografische Veränderungen Platz machen muss. Das Gegenteil ist der Fall.

Wir müssen uns an dieser Stelle nach der Bedeutung des Wortes »kulturell« fragen. Die moralische Umrahmung der Bevölkerungen durch religiöse Institutionen und ganz konkret durch das Netzwerk der Gemeinden ist sicherlich ein »kulturelles« Phänomen, aber diese

Charakterisierung bleibt sehr vage. Wenn Institutionen über Jahrhunderte hinweg bestanden haben und auf dem gesamten Territorium in Form von Netzwerken strukturiert sind, dann verkörpern sie etwas ganz anderes als Gedankengut, sie haben sich im Raum materialisiert und besitzen die Härte von Stein. Das ist – wenn man so will – kulturelles Kapital, aber eingeführtes, kristallisiertes kulturelles Kapital. Umgekehrt ist das Streben der Kinder von Bauern nach Autonomie ebenso wie das Autonomiestreben der Kleinbauern gegenüber den Junkern oder großen Landbesitzern – das zentrale Thema in der viel zitierten Untersuchung von Max Weber über die Arbeiter östlich der Elbe – ein mentales und moralisches ebenso wie ein ökonomisches Phänomen. Man könnte es ebenso gut als kulturelles Phänomen bezeichnen. Max Weber sah in diesem Streben nach Emanzipation die wichtigste Triebfeder für die deutsche Emigration nach Amerika.

Wenn Berkeley sich mit Princeton beschäftigt

Lässt sich eine klare Grenze zwischen kulturellen und nicht kulturellen Faktoren ziehen? Von 1988 bis 1998 wurde das Princeton-Projekt von einem Team aus Berkeley wieder aufgegriffen, dem Ronald Lee, Professor für ökonomische Demografie und zweifellos der phantasiebegabteste lebende Demograf, und Eugene Hammel, Anthropologe und Demograf, angehören. Angeregt durch einen Doktoranden von Berkeley, Patrick Galloway, haben sie ein Projekt mit dem Titel »Economic and cultural factors in demographic behavior« auf den Weg gebracht, das sich erneut mit der Problematik des Princeton-Projekts befasste und es dieses Mal auf Preußen von 1849 bis 1914 anwandte und auf eine geografische Ebene, die fünfzehn Mal enger ist als die Region: die des (Land-)Kreises.

Die Zusammenfassung ihrer Arbeiten ist im Internet zu finden. Galloway, Lee und Hammel gelangen zu Schlussfolgerungen, die den Vulgata von Princeton eindeutig widersprechen. Man muss die Faktoren, die die preußischen Geburtenraten zu einem bestimmten Zeitpunkt ausmachen, von denen unterscheiden, die die Geschwindigkeit der demografischen Veränderung erklären. Die Geburtenrate erklärt sich ebenso durch die ökonomische Struktur wie durch kulturelle Da-

ten, während das Tempo der Veränderung eher mit ökonomischen Faktoren zusammenhängt. Je mehr Einwohner des Kreises bei Banken, Versicherungen und bei der Post arbeiten, desto schneller nimmt die Geburtenrate ab. Kurioserweise sind die katholischen Landkreise auch diejenigen, in denen die Geburtenrate am schnellsten abnimmt, was den allgemeinen Vermutungen widerspricht.

Das Urteil der Demografen von Berkeley über ihre Vorgänger ist mithin hart: »unbegründete Ablehnung der Rolle wirtschaftlicher Faktoren und Überschätzung kultureller oder traditioneller Faktoren«. Unter Anspielung auf ergänzende Arbeiten der Gruppe aus Princeton warnen die drei Forscher aus Berkeley vor übereilten Verweisen auf kulturelle und sprachliche Unterschiede. Es kann sich um indirekte Faktoren (so genannte »proxys«), um ökonomische und um strukturelle Faktoren handeln. Letztlich, so schlussfolgern sie, haben die Kritiker demografisch-ökonomischer Betrachtungsweisen die Unterscheidung zwischen »kulturellen« und »ökonomischen« Faktoren übertrieben.

In einer neueren Untersuchung greift Francesco Billari die Frage nach der europäischen Fertilität wieder auf, indem er die Diskussion in gleicher Weise eröffnet (Billari 2004). Er bleibt bei der Vorstellung, dass langfristige kulturelle Tendenzen erklärende Typologien liefern können, was uns eher skeptisch macht, aber er definiert die ökonomischen Variablen in einem weiteren Sinne neu, der alle Arten von Faktoren einschließt: kulturelle Faktoren wie Entscheidungen des Systems für den sozialen Schutz zu Gunsten der jungen Generationen oder der Rentnergenerationen, sozioökonomische Faktoren wie das Risiko von Arbeitslosigkeit bei jungen Leuten, institutionelle Faktoren wie die Schaffung eines Universitätscampus mit der Möglichkeit, die Studenten dort zu beherbergen, statt sie in der Stadt in der Nähe ihrer Eltern wohnen zu lassen.

Letztlich kehre ich zum zentralen Gedanken meines Vortrags zurück: Um die Vielfalt demografischer Verhaltensweisen zu erklären, müssen wir zweifellos auf die demografische Analyse zurückgreifen, aber mit vollem Recht auch die Ökonomie, die Soziologie und die Kulturgeschichte sowie die politische Soziologie bemühen. Ob sie nun Europa oder jede einzelne der europäischen Gesellschaften teilen –

kulturelle Teilungen sind in keinem Falle ihrem Wesen nach unveränderlich. Sie sind historisch und zeitlich bestimmbar. Sie bereiten uns immer wieder Überraschungen. Letztlich sind sie für den Menschen beeinflussbar.

Literatur

- Billari, Francesco (2004): Becoming an adult in Europe: a macro(/micro)-demographic perspective. *Demographic research*, Special collection 3, In honor of Jan M. Hoem on his 65th birthday, article 2.
- Dalla Zuanna, Gianpiero (2004): The Banquet of Aeolous. A Familistic Interpretation of Italy's Lowest Low Fertility. In: Gianpiero Dalla Zuanna, Giuseppe A. Micheli (Hg.), *Strong Family and Low Fertility. A Paradox? New Perspectives in Interpreting Contemporary Family and Reproductive Behaviour*, European Association for Population Studies, Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, S. 105-126.
- Courbage, Youssef, Fargues, Philippe (1997): *Chrétiens et Juifs dans l'Islam Arabe et Turc*. Paris: Payot.
- Lesthaeghe, Ron/Wilson, Chris (1986): Modes of Production, Secularization and the Pace of the Fertility Decline in Western Europe, 1870-1930. In: Susan Watkins/Ansley J. Coale, *The Decline of fertility in Europe*, Princeton: Princeton University Press, S. 261-292.
- Micheli, Giuseppe A. (2000): Kinship, Family and Social Network. The Anthropological Embedment of Fertility Change in Southern Europe. In: *Demographic Research* 3(3), S. 1-34.
- Reher, David S. (1998): Family Ties in Western Europe. Persistent Contrasts. In: *Population and development review* 24(2), S. 203-234.
- Tribalat, Michèle (2004): Une estimation des populations d'origine étrangère en France en 1999. In: *Population. Revue de l'INED* 59(1), S. 51-81.

